

Tessa Hofmann

Einführung

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde,

Ich begrüße Sie zu dieser Veranstaltung, die am 12. Gedenktag für Hrant Dink stattfindet. Denn am 19. Januar 2007 wurde in Istanbul der armenische Journalist vor dem Gebäude erschossen, in dem sich die Redaktion der von ihm geleiteten Zeitung „Akos“ befindet. Der jugendliche, nationalistisch motivierte Mörder war offenbar von Hintermännern aus dem „Tiefenstaat“ angeworben und gesteuert worden. Als „Tiefenstaat“ – *derin devlet* – bezeichnet man im Türkischen die Verflechtung der Sicherheitskräfte, Geheimdienste, Politik, Justiz und Verwaltung mit Nationalismus, Rechtsextremismus und organisiertem Verbrechen. Einer Äußerung des heutigen türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan aus dem Jahr 2008 zufolge war dieser Staat im Staate schon immer da. Nach Meinung eines anderen armenischen Journalisten, Vicken Cheterian, geht der *derin devlet* zurück auf die geheime *Sonderorganisation* bzw. Teşkilat-i Mahsusa, die als Guerilla- und Geheimdienstorganisation der Partei *Einheit und Fortschritt* entstand und im Herbst 1914 zu Todesschwadronen reorganisiert wurde. Bemerkenswerterweise funktionierte diese Organisation derart geheim und reibungslos, dass sie in keinem einzigen der ansonsten bemerkenswert detail- und kenntnisreichen diplomatischen Berichte des osmanischen Kriegsverbündeten Deutschland auftaucht. Gleichwohl war die *Sonderorganisation* während des Ersten Weltkrieges das Hauptwerkzeug zur Vernichtung indigener Christen im Osten des Osmanischen Reiches, allen voran der Armenier.

Die Frage, ob nach solcher flächendeckenden Vernichtung, nach der fast vollständigen Vertreibung und Zwangsausbürgerung von Überlebenden im Nachfolgestaat, der Republik Türkei, eine Existenz als Armenier subjektiv wie objektiv möglich war, hat mich als Menschenrechtlerin über Jahrzehnte beschäftigt. Um sie beantworten zu helfen, haben wir Herrn Miran Gültekin eingeladen. Er stammt ursprünglich aus Dersim, also einer zentral-anatolischen Region, deren Einwohner gleich zweifach, im Weltkrieg und 1938 Opfer von Völkermord wurden. Heute lebt und arbeitet Herr Gültekin in Istanbul, aber davon wird er uns selbst berichten. Um die Frage nach der gegenwärtigen Möglichkeit individueller und kollektiver armenischer Existenz in der Türkei beantworten zu können, bedarf es zunächst der Klärung, was überhaupt armenische Identität ist bzw. wie sich Armenier definieren. Um es vorwegzunehmen: Es gibt darauf keine einheitliche Antwort. Gerade bei langanhaltender Diskriminierung und Verfolgung kommt es zu verstärkter sprachlicher, kultureller und religiöser Assimilation, und diese wiederum führt zu dem, was wir Soziologen multiple oder auch fluide Identitäten nennen.

Mit großem Interesse habe ich im vorigen Jahr den fast 600 Druckseiten umfassenden Reisebericht von Avedis Hadjian gelesen, der im selben Jahr unter dem bezeichnenden Titel „Geheime Nation: Die verborgenen Armenier in der Türkei“ erschienen war. In Aleppo geboren und in Buenos Aires aufgewachsen, lebt der Verfasser gegenwärtig als Journalist in New York und Venedig. Seine ausgedehnten, nie ungefährlichen Entdeckungsreisen in das historische westarmenische Siedlungsgebiet, nach Kilikien sowie an die Pontosküste galten den im Land ver-

bliebenen Nachfahren armenischer Überlebender. Aus zahlreichen, aus Sicherheitsgründen anonymisierten Interviews mit Menschen, die sich auf mindestens einen armenischen Vorfahren zurückführen, entstand eine einzigartige, differenzierte und anrührende Bestandsaufnahme ihrer Existenzbedingungen während der Jahre 2011 bis 2014.

Diesen Zeitraum nahm Avedis Hadjian als relativ tolerant wahr. Der Gezi Park taucht in seiner Erzählung noch nicht als Anlass und Austragungsstätte des Kampfes zwischen der buntscheckigen Reformbewegung der Türkei und der sich zunehmend verhärtenden Autokratie Erdoğan auf.

Über die so genannten „versteckten“ oder Krypto-Armenier in der Türkei gibt es zahlreiche, für die Betroffenen nicht ungefährlichen Spekulationen türkischer wie armenischer Nationalisten, beginnend mit Mutmaßungen über ihre Anzahl. Von den Zeitgenossen erwähnte der Schweizer Feldscher Jakob Künzler für das Jahr 1919 132.000 christliche Waisen. Johannes Lepsius schätzte im selben Jahr die Zahl der „islamisierten Armenier“ bzw. „verkauften Frauen, Mädchen und Kinder“ auf insgesamt „noch 200.000“. Archivadokumenten der USA zufolge gab es im Jahr 1921 in ganz Anatolien noch über 95.000 armenische Waisen. Hadjian dagegen schätzt, dass ab 1915 sogar Hunderttausende Überlebender zwangsislamisiert wurden, mit weitreichenden Folgen: „Die Islamisierung der Armenier war das Transportmittel *par excellence*, um sie zu entarmenisieren: Sie wurden zu nicht-armenischen Nicht-Christen, denn selbst drei bis vier Generationen später bezeichnen ihre türkischen oder kurdischen Nachbarn sie noch immer als *dönmes* (Konvertiten)“. Oder als „Unbeschnittene“ (sünnetsizler), als „Heiden“ bzw. Nichtmuslime (*gâvurlar*) und am häufigsten als *Filla*, der kurdischen Verstümmelung des arabischen Wortes *fal-lah* (Ackerbauer, Fellache), das im armenischen Kontext zum Schimpfwort wurde und stets soziale Inferiorität beinhaltet. Verachtung schlug auch Hadjian entgegen, als ihm ein Urgroßenkel muslimischer Flüchtlinge aus Makedonien in Sejtun ohne Bedauern und Empathie den Abhang zeigte, von dem die „Ungläubigen“ zu Tode gestürzt wurden, darunter auch Hadjians Vorfahren.

Doch auch die Betroffenen hegen ihre Erinnerungen über Generationen. In Sassun, dem Hadjian das erste und längste Kapitel widmet, erinnern sich Armenischstämmige noch genau, welcher ihrer kurdischen und arabischen Nachbarn 1915 welche Verbrechen beging und welche Stämme „nur“ raubten und plünderten. „Wir kennen einander“, fasst ein armenischstämmiger Sassuner die Lage zusammen. Die Besitzgier ihrer muslimischen Nachbarn spielte und spielt bei der Verfolgung selbst islamisierter Armenier noch immer eine zentrale Rolle. Blutfehden unter kurdischen Stämmen wegen der Ausplünderung armenischer Deportierter währten bis in die 1980er Jahre. Bis in die 1990er Jahre herrschte in ganz Anatolien die Überzeugung, dass muslimische Mehrheiten (einschließlich sunnitischer Zazas) ein Recht auf den gesamten Besitz der Armenier – Silber, Frauen, Leben – als Beute hätten.

In Sassun wurden nach 1915 ganze armenische Dörfer zerstört und die Bevölkerung im Zuge der Niederwerfung eines kurdischen Aufstands (1925-1937) nach Westanatolien zwangsumgesiedelt, gemeinsam mit Kurden und Arabern. Diese Zwangsumsiedlung ging als *İkinci Ferman* bzw. als „zweiter (Deportations)Edikt“ in das Gedächtnis der Sassuner Armenier ein. Die Drohung der Beamten mit Überstellung in das KZ von Kütahya trieb damals Hunderte christliche Armenier zum Glaubenswechsel. Einen ähnlichen Effekt besaß 1961 die vorübergehende Festnahme Armenischstämmiger in Urfa, die dort tagelang in einen Käfig gesperrt wurden, bis ihre Personaldaten und Fingerabdrücke registriert waren; angeblich 3.000 Krypto-Christen sollen aber immer noch in Urfa leben. Genaueres wissen einzig die Standesämter, wo jeder Glaubenswechsel registriert werden muss und, wie 2013 zufällig bekannt wurde, kodierte Register ethno-religiöser Zugehörigkeiten

geführt werden.

Versuche Armenischstämmiger, sich zu reorganisieren und ihr Land zu bestellen, scheiterten langfristig, wie das Schicksal des Sassuner Dorfes Argint (Türkisch Acar, Kurdisch Herend) zeigt: Es wurde zum Sammelort armenischer Überlebender, bis 1952 die Hälfte des Dorfes an Kurden verkauft werden musste. Von ihren kurdischen Nachbarn umzingelt und bedroht, beschlossen die noch verbliebenen 30 Haushalte Argints 1964 zum Islam überzutreten, wovon am 7. April 1964 sogar die Tageszeitung „Hürriyet“ berichtete. Doch noch im selben Jahr brannten die Kurden die Weizenfelder der Armenier ab, Islam hin oder her. Dank des Eingreifens Demirels und des türkischen Militärs kehrten die zeitweilig nach Diyarbakır Geflüchteten 1965 nach Argint zurück und blieben weitere 20 Jahre, bis Dorfvorsteher Isa 1985 vor der Verarmung und der Abwanderung der Jugend kapitulierte, den gesamten Besitz verkaufte und die verbliebenen Bewohner nach Istanbul „evakuierte“, damit die Jugend dort an armenischen Schulen unterrichtet werde – allerdings um den Preis ihres endgültigen Heimatverlusts.

Hadjians Interviews und biografische Porträts dokumentieren eine große Bandbreite von Anpassungsversuchen armenischstämmiger Einwohner der Türkei an die lokalen oder regionalen Mehrheiten: An türkische, kurdische, arabische und Zaza-Sunniten, an schiitische Kisilbaschen (Dersim) und sogar an „Assyrer“, wie er die Syrisch-Orthodoxen nennt. Als Beispiel multipler Identitäten schildert er eine Großfamilie aus Gerger: ethnische Armenier syrisch-orthodoxen Glaubens oder sunnitische Muslime, zugleich Muttersprachler der nordwestiranischen Sprache *Dımilki* (Kurdisch: Zazaki) und türkische Staatsbürger.

Das wirft die Frage nach der Rolle der Religion für die armenische Identität auf. Viele Interviewpartner Hadjians verneinten, dass man zugleich Muslim und Armenier sein kann. Der Autor selbst scheint dies aber nicht auszuschließen. Doch eine rein ethnisch definierte Identität wäre ein Novum in der armenischen Geschichte, in der Religion und Ethnizität schon sehr früh verschmolzen. Sechs Jahrhunderte des osmanischen Millet-Systems haben diese Verflechtung religiöser und ethnischer Zugehörigkeit noch verfestigt.

Auf eine Zusammenfassung und Schlussfolgerungen hat Avedis Hadjian leider ebenso verzichtet wie auf die Darstellung der Entwicklung seit 2015; der Leser hätte gern erfahren, was aus den beiden armenischen Selbstorganisationen in Musch (2014) und Kayseri geworden ist?

Hadjian deutet lediglich eine Skala der Furcht an, die in Erzurum am stärksten und in Diyarbakır dank der kurdischen Lokalregierung am geringsten sei. Etwa 50.000 Einwohner oder sogar ein Drittel der 1,7 Mio. zählenden Bevölkerung der „kurdischen Hauptstadt“ sollen von islamisierten Armeniern abstammen, von denen wiederum viele als Deportierte aus der Provinz Erzurum kamen. Belastbare Zahlen kann es allerdings schon aufgrund des ungenauen Begriffs „armenische Herkunft“ nicht geben. Dies kann alles bedeuten, einen oder vier armenische Großelternanteile.

Die Mehrheit der islamisierten Armenischstämmigen in Diyarbakır und anderswo will nicht zum Christentum zurückkehren, auch wenn es vereinzelt und vor allem bei Frauen zu Rekonversionen kommt. Als im Oktober 2011 die restaurierte armenische Surb Kirakos-Kirche neu geweiht wurde, bildete sich eine kleine Gemeinschaft aus etwa einhundert Personen, die sich dort einmal wöchentlich trafen. Die meisten waren Muslime, Agnostiker oder Atheisten armenischer Herkunft. Nur zehn Personen bekannten sich zum Christentum.

Inzwischen ist auch das Vergangenheit. Am 26. März 2016 beschlagnahmte der von Präsident Erdoğan geführte Ministerrat nach Art. 27 des Enteignungsgesetzes Surb Kirakos ebenso wie die umliegenden syrisch-orthodoxen, chaldäischen und evangelischen Kirchen. Zwar legte der Stiftungsrat von Surb Kirakos gerichtlich Berufung ein, und der türkische Staatsrat erklärte, dass der Enteignungsbeschluss das türkische Gesetz ebenso verletze wie den Lausanner Vertrag. Doch der Ministerrat antwortete nicht auf die Anfragen des Staatsrats. Im Sommer 2017 berichteten armenische Medien von der Entweihung und Plünderung des Gotteshauses im Zuge des 2015 wieder aufgeflamnten türkisch-kurdischen Konflikts.

Solche Vorfälle widerlegen Hadjians vorsichtigen Optimismus und veranschaulichen die höchst prekären Bedingungen, unter denen sich in der Türkei eine säkularisierte armenische Identität behaupten muss. Hadjians Gesprächspartner erinnern selbst daran, dass die Türkei seit dem Krimkrieg (1853-56) beständig zwischen Reform und Gewalt pendelt.

Das widerlegt auch den Buchtitel, selbst wenn die Krypto-Armenier in den Spekulationen türkischer wie armenischer Nationalisten zwischen einer halben Million (Yusuf Halacoğlu) bis drei Millionen zählen. Doch was vereint diese Menschen jenseits ihrer Herkunft? Hadjians Dokumentation belegt eine unüberbrückbare Bandbreite an politisch-religiösen Reaktionen auf dieselbe Ausgangslage: Da ist, als Extrembeispiel, der PKK-Kämpfer, der den türkischen Staat bekämpft, um seine ermordeten Großeltern zu rächen, und auf der anderen Seite der überzeugte Islamist, der den Genozid dankbar als Mittel ansieht, das seine Ahnen zum wahren Glauben gebracht habe. Vielerorts, darunter Kilikien und Bitlis, fürchten sich Armenischstämmige, Kontakt untereinander halten. In Kahta (Adıyaman) schaltet sich die Polizei ein, sowie fünf Armenischstämmige in einer Teestube zusammensitzen.

Aus meiner Sicht sind unter solchen Verhältnissen die Nachfahren armenischer Völkermordüberlebender in der Türkei weit davon entfernt, eine Nation oder gar eine abrufbare Reserve zur Re-Armenisierung Westarmeniens (Ostanatoliens, Kurdistans) zu bilden, wie manche nationalistischen Armenier spekulieren. Die „verborgenen Armenier“ in der Türkei und sogar in ihrer Diaspora sind im Gegenteil der traurige Beweis für die Richtigkeit von Raphael Lemkins Völkermord-Definition: Dem Hauptautor der UN-Genozidkonvention zufolge zeichnet sich Völkermord dadurch aus, dass die Überlebenden nicht mehr als Angehörige der vernichteten Gruppe bestehen können. Um zu überleben müssen sie die Kultur, Sitten, Gebräuche und Institutionen der Täter annehmen. Dazu scheinen die Tribalisierung, Früh- bzw. Kinderehen sowie die Verwandtenehe zu gehören, letztere oft als Abwehrmaßnahme gegen Versuche anderer Muslime, in armenischstämmige Familien einzuheiraten und ihren Besitz „legal“ zu übernehmen. Leider verläuft in der Türkei die Assimilation weit schneller als die Demokratisierung. „Man kann nicht Armenier in der Türkei sein!“ erklärte kategorisch einer der Gesprächspartner Avedis Hadjians. Diese Aussage haben wir zu einer ernstgemeinten Frage umformuliert und Herrn Gültekin gestellt.

Ich bin höchst gespannt auf seine Analyse, die er auf Türkisch vortragen wird, gefolgt von der Übersetzung ins Deutsche durch Frau Tetik.